

Besuch im Hospiz

Wo jeder Atemzug der letzte sein kann

Wir dürfen das Leben nicht aus Angst vor dem Tod versäumen. Das wissen die am besten, die jeden Tag mit dem Sterben zu tun haben. Ein Besuch im Hospiz.

Von MELANIE MÜHL

Wie schnell sich eine Gesellschaft doch an monströse Zahlen gewöhnt: Gestern sind an Covid-19 in Deutschland 388 Menschen gestorben. Heute geht das Sterben weiter, Rekorde über Rekorde, jeden Tag verlieren wir Menschen, die nicht hätten sterben müssen – noch nicht und nicht an Corona. Der Tod ist eine Zumutung, das war er schon vor Corona. Aber der Corona-Tod ist grausam. Ersticken, multiples Organversagen, Herzstillstand. Bei manchen Patienten geht es schnell, bei anderen zieht sich das Leiden wochenlang, und ihre Körper liegen wund. Angesichts der Bilder von Virus-Infizierten an Beatmungsgeräten, Hubschraubern, die Schwerkranke in Städte fliegen, in denen noch Intensivbetten frei sind, und mit Blick auf die Diskussion um Triage-Entscheidungen könnte man fast vergessen, dass außer den Corona-Toten täglich Menschen sterben, durch Infarkte, Schlaganfälle, im Straßenverkehr, an Krebs.

Im Flur des Frankfurter Hospizes Sankt Katharina brennen Kerzen für gerade Gestorbene, an diesem Tag sind es zwei. Auch hier, wo die durchschnittliche Liegezeit etwa fünf Wochen beträgt, sterben die einen schneller als die anderen. Niemand weiß, wer noch wie lange leben wird, auch wenn die Todgeweihten, die im Hospiz Sankt Katharina Gäste heißen, nach ihrer verbleibenden Zeit fragen. Darauf könne man keine Antwort geben, sagt Marcus Meinhardt, der Pflegedienstleiter, ein zugewandter, sanfter Mann. Was man aber könne, sei, die Menschen in ihren letzten Tagen und Wochen bestmöglich zu begleiten, ihnen zuzuhören, da zu sein. Die einen glauben, auf sie warte der Himmel, andere sehen sich in der Hölle. Was sie gemeinsam haben, ist nicht die Angst vor dem Tod, „es ist der Weg bis zu dem Moment des Todes“, sagt Meinhardt. Die Menschen fürchteten sich davor, zu leiden, keine Luft zu bekommen, vor Übelkeit und Schmerzen.

Schicksalsgemeinschaft

Das Hospiz Sankt Katharina ist ein freundlicher Ort mit zwölf Zimmern, die Wände sind hell gestrichen, und im Wintergarten saßen die Menschen vor der Pandemie während des Essens an einer langen Tafel, eine Schicksalsgemeinschaft. Meinhardt arbeitet hier seit 2005, damals wurde das Hospiz gegründet, es war das erste in Frankfurt. Mit dem Tod kam Meinhardt allerdings schon früher in Berührung, mit Anfang zwanzig während der Ausbildung zum Krankenpfleger. Es war sein allererster Tag auf der Station, als ein Kollege sagte, er könne ihm gleich helfen, eine Verstorbene fertig zu machen, also zu entkleiden und den Fußzettel anzubringen. Es war eine adipöse Frau, gestorben an einem Schlaganfall.

Judith Christanz, die Leiterin des Hospizes, war noch ein Teenager, als sie ihren ersten Toten sah. Sie wurde Zeugin eines schrecklichen Unfalls, erlebte, wie ein Auto einen Fußgänger umfuhr, der noch am Unfallort starb. Die zweite Tote war ihre Großmutter, die friedlich in ihrem Bett lag. Als ihr Vater starb, saß Judith Christanz bis zum letzten Atemzug an seinem Bett und hielt seine Hand. Dafür sei sie dankbar. Der Tod kann trotz der schmerzhaften Lücke, die er im Leben der Angehörigen reißt, auch etwas Sanftes, ja Versöhnliches haben. Judith Christanz zitiert Dietrich Bonhoeffer, der einst geschrieben hat: „Je schöner und voller die Erinnerung, desto schwerer ist die Trennung. Aber die Dankbarkeit verwandelt die Erinnerung in eine stille Freude.“ Man trage das vergangene Schöne nicht wie einen Stachel, sondern wie ein kostbares Geschenk in sich.

Doch dafür braucht es enorme Stärke. Und es braucht eine Gesellschaft, die den Tod nicht auslagert und verdrängt, die vor lauter Angst die Augen vor seiner Unvermeidlichkeit verschließt, anstatt sich zu fragen, wie man ihn akzeptieren und integrieren kann. „Das Ziel unseres Lebenslaufes ist der Tod“, schreibt Montaigne in seinem Essay „Philosophieren heißt sterben lernen“. „Zwangswise richten wir unseren Blick auf ihn: wenn er uns erschreckt, wie können wir da einen Schritt ohne Schaudern gehen?“

Ein Hospiz ist nicht nur ein Ort des Sterbens

Auf dieses Schaudern trifft Marcus Meinhardt, wenn er von seiner Arbeit im Hospiz erzählt, ein „Kommunikationskiller“, sagt er. „Das sei aber ein ganz schön schwieriger Job, das könne ja nicht jeder“ – so oder so ähnlich fallen die Reaktionen des Gegenübers aus. Zeugnisse der Hilflosigkeit. Und der Phantasielosigkeit. Denn ein Hospiz ist nicht nur ein Ort des Sterbens, dort kann auch Schönes passieren, zumal der Tod nicht nur die Sterbenden, sondern uns alle miteinander verbindet. Meinhardt sagt: „Hospiz ist auch Leben.“ Er erzählt von einer Frau Mitte vierzig, die ihren Freund im Hospiz geheiratet hat, in einem bestickten Sommerkleid, in dem sie kurze Zeit später bestattet wurde.

Sowohl Judith Christanz als auch Markus Meinhardt haben eine Patientenverfügung. Wer jeden Tag mit dem Tod konfrontiert wird, der beschäftigt sich auch mit der eigenen Sterblichkeit, was wiederum den Blick auf das Jetzt schärft. Momente des Glücks wiegen schwerer, nicht trotz des Störenfriedes Tod, sondern gerade seinetwegen. Der inflationär gepredigte und oft in der egoistischen Achtsamkeitslehre auf das eigene Ich gemünzte Spruch des „bewussten Lebens“ kann ohne eine Auseinandersetzung mit dem Tod nicht verwirklicht werden. Wer ihn verleugnet, läuft Gefahr, das Leben zu verpassen.

Judith Christanz glaubt nicht, dass die Corona-Pandemie die geeignete Zeit dafür ist, dem Tod neu zu begegnen, ihn zu enttabuisieren, natürlich nicht. Die Menschen seien zu sehr mit anderen Fragen beschäftigt: Wird es einen neuen Lockdown geben? Kommt die Impfpflicht? Wann werde ich geboostert? Wie wird Weihnachten? Sie sagt: „Ich hoffe, dass wir als Gesellschaft, wenn diese Pandemie einmal vorbei ist, darüber reden werden, dass sie uns eines ganz deutlich vor Augen geführt hat, was wir gern verdrängen: Wir werden alle sterben. Und uns die Frage stellen: Wie kann man sich darauf vorbereiten? Wie kann man heute leben?“

Sie holen ihre Verwandten aus den Särgen

Der vor wenigen Monaten an Lymphdrüsenkrebs verstorbene junge Youtuber Philipp Mickenbecker, der gemeinsam mit seinem Zwillingbruder durch den Youtube-Kanal „Real Life Guys“ berühmt geworden ist, hat mit seinen sehr witzigen Stunts einem Millionenpublikum Tag für Tag gezeigt, wie er lebt – und er hat sein Sterben öffentlich dokumentiert. Seine letzte Nachricht sendete der gläubige Dreiundzwanzigjährige an seinem Todestag aus dem Krankenhaus. Das Video zeigt einen gefassten Mann, überzeugt, dass für ihn nun etwas Neues beginnt. Der Tod muss nicht das Ende sein. In einem Interview sagte sein Bruder: „Wir sind in unserer Gesellschaft gar nicht darauf vorbereitet, mit dem Tod umzugehen. Man hört es. Aber es ist immer weit weg. Und man denkt, ja, okay, das trifft die, aber es wird mich eh nicht treffen. Und wenn es dann eben doch kommt, dann sind wir komplett überfordert mit dem Tod.“ Bei der im Netz gestreamten Beerdigung trugen alle Gäste helle Farben, Schwarz war verboten.

Fragt man Marcus Meinhardt nach Beerdigungsritualen, bei denen die Trauer über den Verlust eines Menschen und die Dankbarkeit, ihn überhaupt gekannt zu haben, Hand in Hand gehen, kommt ihm New Orleans in den Sinn, die Stadt der sogenannten Jazz-Beerdigungen. Auf dem Weg zur Grabstätte ertönen traurige Klänge, die auch die Beerdigung untermalen, danach aber spielt die Band fröhliche Musik. Eine Abschiedszeremonie, die in ein rauschendes Fest zu Ehren des Verstorbenen mündet. Und in Lateinamerika feiern die Menschen jedes Jahr vom 31. Oktober bis zum 2. November den ursprünglich aus der mexikanischen Kultur stammenden Día de Muertos, den Tag der Toten. Ein heiteres Volksfest, bei dem es „Pan de Muertos“ gibt und sehr bunte, kunstvoll verzierte Totenschädel aus Zucker. Zu den beliebtesten Verkleidungen zählen Skelett-Kostüme.

Auf jene, die beim Tod zuallererst an vor Schmerz bebende Trauernde im Nieselregen denken, die Erde auf den Sarg werfen, dürfte diese Ausgelassenheit irritierend wirken. Ganz zu schweigen von den indonesischen Toraja, die als Zeichen ihrer Liebe bei der Ma’Nene-Zeremonie, dem Fest der Zusammenkunft, ihre mumifizierten Verwandten aus den Särgen holen. Sie kleiden die Toten neu ein, stecken einstigen Rauchern vielleicht eine Zigarette in den Mund, wiegen Kinderleichen im Arm, machen Familienfotos. Es gibt eine Video, auf dem eine alte Frau den Arm um ihren mumifizierten Ehemann legt, dessen gutes Aussehen und schönes Haar sie lobt, als könne er sie hören. Es käme den Toraja absurd vor, die Verstorbenen der Erde oder gar dem Feuer zu überlassen. Die bei uns strafbare Störung der Totenruhe spendet ihnen Trost, ja Freude. Was wir daraus lernen? Dem Ethnologen Nigel Barley zufolge nur, „dass unsere eigenen, eingefleischten Formen, mit dem Tod umzugehen, nichts Naturgegebenes sind und dass wir sie ändern *könnten*, wenn wir nur wollten“.

Unsere Art zu leben hat viel damit zu tun, wie wir aus der Welt gehen, zumindest, wenn es einem vergönnt ist, das Ende bewusst erleben zu dürfen. Doch wer geht schon in Frieden? Marcus Meinhardt erzählt von einer Dame Ende siebzig, die ganz und gar mit sich im Reinen gewesen ist. Es sei die Erste und bislang Einzige gewesen, die im Hospiz während des Schlafs gestorben sei, zusammengerollt wie ein Embryo. Der wohl gnädigste Tod.

Quelle: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 02.12.2021

© Alle Rechte vorbehalten. Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH, Frankfurt. Zur Verfügung gestellt vom Frankfurter Allgemeine Archiv.